
Sinn und Eigenrecht der Geisteswissenschaften

Oliver Jahraus

Dass 2007 zum Jahr der Geisteswissenschaften ausgerufen wurde, so sinnvoll und notwendig es angesichts einer prekär gewordenen Situation der Geisteswissenschaften ist, kann als das schlimmste Krisensymptom gelten. Und die Frage liegt nahe, warum die Geisteswissenschaften einer solchen Unterstützung bedürfen. Scheint es nicht so, dass das Spiel schon verloren ist, wenn die Wissenschaft einer rechtlichen und/oder ökonomischen oder gar handfest finanziellen Unterstützung aus der Politik bedarf? Kein Wunder also, dass – in Deutschland – eine andere Form der Unterstützung der Wissenschaft, nämlich die Exzellenzinitiative des Bundes mit ihren ersten Ergebnissen im letzten Quartal des Jahres 2006, wieder verstärkt den durchaus kritischen Blick auf die Geisteswissenschaften gelenkt hat. So hat Dieter Borchmeyer am 21. Oktober 2006 in der Süddeutschen Zeitung einen Nachruf auf die deutsche Universität geschrieben, die mit der Exzellenzinitiative endgültig ihren Todesstoß erfahren hätte. Niemand geringerer als der Sprecher des Wissenschaftsrates, Peter Strohschneider, hat ihm, ebenfalls in der Süddeutschen Zeitung, nur wenige Tage später, am 30. Oktober 2006, geantwortet und widersprochen. Der Streit um die Einschätzung dieser Initiative und ihrer Folgen für die Wissenschaft und den Wissenschaftsstandort Deutschland – und das ist in hohem Maße symptomatisch – dreht sich um die Position und Evaluation der Geisteswissenschaften. Die Frage

also nach dem Status, nach Funktion und Leistung, nach Bedeutung und Relevanz und schließlich die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaft ist daher nicht nur eng verknüpft mit der Frage nach dem Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften, sondern auch mit der Frage nach der sozialen Möglichkeit und der gesellschaftlichen Legitimation von Wissenschaft schlechthin.

Dass solche Initiativen den Tod der Universität zur Folge haben, so ließen sich Borchmeyers Gedanken fortführen, liegt dran, dass solche Förderungen Maßstäbe etablieren, denen die Geisteswissenschaften aufgrund ihres spezifischen Wissenschaftscharakters schlechterdings nicht genügen können (und vielfach, wie Borchmeyer konstatiert, auch nicht genügen wollen). Dem könnte man, nunmehr die Gedanken Strohschneiders weiterführend, entgegenhalten, dass der Nutzen, den die Naturwissenschaften fraglos und ganz handfest aus dieser Initiative beziehen, nicht möglich wäre, wenn sie, die Naturwissenschaften, nicht in einen universitären Wissenschaftsverbund eingebettet wären, der maßgeblich von den Geisteswissenschaften – im Sinne einer echten Volluniversität und einer vollen *universitas* der Wissenschaft – mitgetragen wird.

Natur- und Geisteswissenschaft im gesellschaftlichen Kontext

Wie immer man diese Diskussion einschätzt, wie immer man sich in diesem Feld selbst positionieren mag, es treten doch, bei genauerem Hinsehen, einige Strukturen der Diskussion zutage, die es zu beachten gilt, weil die Positionen, die hier mehr oder weniger kontrovers ausgetauscht werden, nicht unabhängig von den sie ermöglichenden Strukturen sind. Zunächst einmal ist doch ein Eindruck, den

man gewinnen muss, bemerkenswert, dass die vielen interdisziplinären Entwicklungen und Anstrengungen innerhalb der Wissenschaft anscheinend gegenstandslos geworden sind angesichts einer verknappten oder einer spezifizierten Verteilung von Ressourcen. Wo es ums Geld geht, da feiert der alte Unterschied der beiden Wissenschaftstypen mitsamt der Differenz unterschiedlicher Wissenskulturen geradezu fröhliche Urstände. Da ist anscheinend nichts mehr zu spüren von den großen theoretischen Bemühungen um Interdisziplinarität, die ja in erster Linie Interdisziplinarität zwischen den Wissenschaftstypen Natur- und Geisteswissenschaft bedeuten muss. Die bequemere Position hat dabei unbestreitbar die Naturwissenschaft, weil sie sich offenbar leichter tut, in den Genuss dieser und anderer Förderungen zu kommen. Dass diese Sichtweise nun allerdings wiederum auf einer Verzerrung des Blicks beruhen mag, die aus dem eigenen geisteswissenschaftlichen Standpunkt resultiert, sei zugestanden. Aus dieser Warte haben es die Geisteswissenschaften in jedem Fall nicht so leicht. Die vielen Projekte, die Geisteswissenschaften zu vernaturwissenschaftlichen, wie es zum Beispiel der Strukturalismus auf den Fahnen führte, sind angesichts von Mittelverteilungen, die solche Binnendifferenzierungen als Strukturen des Mittelflusses nutzen, hinfällig oder vergessen. Die Naturwissenschaften, so scheint es, können sich ihren musischen Touch durchaus leisten, während umgekehrt die Anstrengungen der Geisteswissenschaften als Anbiederung erscheinen können, die jedenfalls, wenn es ums Geld geht, nicht ausschlaggebend sind.

Damit allerdings gewinnt der Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften eine Bedeutung, die weit über eine Binnendifferenz und Binnenklassifikation wissenschaftlicher Methodologie und wissenschaftlichen Arbeitens hinausgeht. Dass diese Differenz wieder solche Be-

deutung gewinnt, hängt damit zusammen, dass sie zugleich zu einem Symptom für die Bedeutung, das Ansehen, die Relevanz wird, die die Wissenschaft insgesamt in einer Gesellschaft auszeichnen. Die Bevorzugung der Naturwissenschaften, sei sie nun real oder eingebildet, sei sie nun ein politisches Faktum oder ein geisteswissenschaftliches Phantasma, verweist auf ein Verständnis von Wissenschaft in der Gesellschaft, das am Paradigma der Naturwissenschaft gewonnen wurde oder zumindest sich daran orientiert. Es scheint fast so zu sein, dass die Binnendifferenzierung der Wissenschaft in Natur- und Geisteswissenschaft im 19. Jahrhundert mit zwei unterschiedlichen und nicht kompatiblen Methodologien und Erkenntnisinteressen der Geisteswissenschaft zwar vorderhand eine eigenständige Stellung und ein gewisses gesellschaftliches Renommee gesichert, aber auf lange Sicht ihre Benachteiligung oder gar ihren Untergang befördert hat. Dabei muss man zwei Ebenen auseinanderhalten: Auf der Ebene der wissenschaftsinternen Handhabung ist diese Differenz selbst heutzutage alles andere als unumstritten. Der Versuch, die damit gezogene Grenze zu überwinden, erweist sich als hochproduktiv. Doch auf der gesellschaftlichen Ebene wird genau dieser Unterschied genutzt, um Norm und Abweichung, Bevorzugung und Benachteiligung, das Eigentliche und das Uneigentliche, das Notwendige und das Überflüssige, Bedarf und Luxus, Pflicht und Kür, kurz: Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu separieren.

Ökonomiale Dimension von Funktion und Leistung

Deutlichster Ausdruck dieses Mechanismus ist die Frage nach Funktion und Leistung der Geisteswissenschaften. Vielfach geht es bei dieser Frage nicht um eine Antwort, sondern darum, die damit geleistete Abgrenzung zu unter-

mauern. In diesem Sinne kann die Antwort nur in einer Weise ausfallen, die die Frage nicht beantwortet, sondern in ihrer Dringlichkeit noch unterstreicht. Wer die Frage nach Funktion und Leistung der Geisteswissenschaften in dieser Weise aggressiv oder hinterhältig stellt, braucht sich mit Antworten, die auf die Orientierungsfunktion der Geisteswissenschaften, auf ihre kulturelle Bedeutung, abheben, nicht zufrieden zu geben. Es würde ihm leicht fallen, auch diese Antworten sofort wieder in Frage zu stellen. Worin bestünde denn ihre Orientierungsfunktion? Wer würde sich denn wirklich an den Geisteswissenschaften orientieren? Worin drückt sich die kulturelle Bedeutung aus? Wenn also Natur- und Geisteswissenschaften gegeneinander ausgespielt werden, dann beruht dies zu meist auf dieser Strategie. Dass der Nutzen der Naturwissenschaften allein durch das Bild, das Naturwissenschaften in den Medien und in der Öffentlichkeit haben, deutlicher messbar zu sein scheint als der der Geisteswissenschaften, hängt allerdings nicht vom Unterschied von Natur- und Geisteswissenschaft ab, sondern von der Art, wie sich eine Gesellschaft Wissenschaft und wie sie sich den Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft vorstellt.

Die Frage nach Funktion und Leistung der Geisteswissenschaft wie der Wissenschaft selbst ist so voraussetzungsreich, dass die Antwort auf diese Frage nicht so sehr in der Sache selbst, sondern vielmehr schon in diesen Voraussetzungen begründet liegt. Die Frage nach Funktion und Leistung der Wissenschaft im Allgemeinen und der Geisteswissenschaften im Besonderen ist schon von einer Vorstellung der Wissenschaft vorgeprägt, die die Antwort ein Stück weit vorwegnimmt. Auch die Begriffe Funktion und Leistung transportieren Vorstellungen, die der Idee einer Geisteswissenschaft nicht vollständig gerecht werden können. Das wird insbesondere dann prekär, wenn nicht

nur die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaft durch ihre Funktion und Leistung deskriptiv beantwortet werden soll, sondern wenn normativ vorgegeben wird, dass die Zukunft der Geisteswissenschaft von ihrer Antwort auf die Frage nach Funktion und Leistung abhängen könnte oder gar sollte. Andererseits könnte eine vorschnelle Zurückweisung der Frage nach Funktion und Leistung allzu leicht als Immunisierungsstrategie verstanden werden, deren Absicht es wäre, die Geisteswissenschaften aus der gesellschaftlichen Pflicht zu nehmen.

Die Begriffe Funktion und Leistung spielen in der Gesellschaftstheorie des Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann (1927–1998) eine maßgebliche Rolle. Er hat ein komplexes Modell der Gesellschaft entworfen, wie sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts herausbildet und dabei den Charakter der Gesellschaft, so wie sie bis dahin vorherrschte, grundlegend ändert. An die Stelle eines straff hierarchisch in Schichten gegliederten Gesellschaftsmodells tritt ein Ensemble gesellschaftlicher Teilsysteme: das Recht, die Wirtschaft, die Kunst, die Religion, die Erziehung, die Politik und auch die Wissenschaft. Luhmann beschreibt dieses Modell als das einer funktionalen Differenzierung. Jedes System erfüllt eine ganz bestimmte Funktion, die ein anderes System nicht erfüllt. Und diese spezifische Funktion eines Systems gegenüber den anderen Systemen beschreibt gleichzeitig so etwas wie eine Leistung gegenüber der Gesellschaft als dem übergreifenden System. Funktion und Leistung sind demnach Begriffe eines Beschreibungsinventars gesellschaftlicher Strukturen, aber damit immer schon selbst Teil einer gesellschaftlichen Selbstbeschreibung. In den letzten Jahrzehnten ist zu beobachten, dass sich diese gesellschaftlichen Strukturen abermals wandeln und sich der Charakter der Gesellschaft ändert. So kann man zwar nach wie vor von einer solchen funktionalen Differenzierung ausgehen, aber angesichts knapper Ressourcen und

der Notwendigkeit, Prozesse neu zu regeln, scheinen einige der Systeme in den Vordergrund zu treten und andere in den Hintergrund zu drängen. Wo Fragen der Politik von Gerichten geklärt werden, zeigt sich ganz deutlich eine gewisse Hegemonie des Rechtssystems über die Politik. Aber die Verknappung ökonomischer Ressourcen hat das Wirtschaftssystem zu dem hegemonialen System gemacht, das allen anderen Systemen seine Vorgaben aufzwingt. Die wirtschaftliche Frage nach den Kosten wird zu einer Frage, die die anderen Systeme, insbesondere auch die Politik, immer mehr übernehmen müssen.

Blickt man nun unter diesen gesellschaftstheoretischen Vorgaben auf die Exzellenzinitiative, so erkennt man sehr schnell, dass das Bild der Wissenschaft hier von Vorgaben bestimmt wird, die selbst nicht aus der Wissenschaft, sondern aus einem komplexen Zusammenspiel von Politik und Wirtschaft resultieren. Versucht man, diese Konstellation insgesamt zu überblicken, so erkennt man, dass die Frage nach der Funktion und Leistung eines Systems grundsätzlich nur dann sinnvoll und auf faire Weise gestellt werden kann, wenn die Systeme selbst in einem funktionierenden Gleichgewicht funktionaler Ausdifferenzierung sich befinden, mithin Gleichrangigkeit aller Systeme herrscht. Sobald aber ein System eine Vormachtstellung gewinnt, verändern sich nicht nur Funktion und Leistung im Zusammenspiel aller gesellschaftlichen Teilsysteme, sondern es verändert sich auch die Idee von Funktion und Leistung, und zwar nach Maßgabe jenes Systems, das die hegemoniale Stellung einnimmt. Die Vorherrschaft der Wirtschaft äußert sich daran, dass die Frage nach Funktion und Leistung der Wissenschaft eine unterschwellige, aber kaum zu leugnende ökonomische Dimension besitzt. Noch ist diese Tendenz unterschwellig, noch wird die Wissenschaft nicht ausschließlich nach solchen Kosten-Nut-

zen-Kriterien beurteilt, aber wohin eine solche Tendenz führen kann, lässt sich absehen.

Dennoch darf man nicht vorschnell einer gerade in den Geisteswissenschaften verbreiteten Tendenz nachgeben und diese Entwicklung unter apokalyptischen Vorzeichen sehen. Vielmehr gilt es, zunächst wertfrei zu konstatieren, welche Auswirkungen diese Entwicklung auf das Selbstverständnis der Wissenschaft hat. Dass eine Wissenschaft von der Gesellschaft subventioniert wird, ist an sich keine schlechte oder unangenehme Vorstellung, im Gegenteil, sie sollte Ausdruck einer Selbstverständlichkeit sein: Eine Gesellschaft leistet sich Wissenschaft und fördert seine Wissenschaftler und ihre Institutionen. Problematisch wird diese Entwicklung allerdings dort, wo äußere Strukturen die inneren Prozesse der Wissenschaft selbst zu determinieren beginnen, wenn zum Beispiel die wissenschaftsinterne Ausdifferenzierung in Natur- und Geisteswissenschaft politisch oder wirtschaftlich relevant wird. Unterschiedliche Methodologien, unterschiedliche Erkenntnisinteressen, aber auch unterschiedliche Vermittlungsbedingungen, also rein wissenschaftliche und wissenschaftsrelevante Unterschiede, werden durch andere Systeme mit ihren spezifischen Bedingungen rekapituliert. Die eingangs erwähnte Diskussion, die für ein ganzes Diskussionsfeld stehen kann, ist hierfür ein markantes Beispiel.

Problem interferierender Legitimationsbegriffe

Grundsätzlich problematisch sind diese Prozesse dort, wo sie zu weitreichenden Interferenzen zwischen der wissenschaftlichen und der gesellschaftlichen Ebene führen, wo also wissenschaftliche Kriterien von anders gearteten Kriterien überlagert werden, wo die Selbstbeobachtung der Wissenschaft durch ihre Fremdbeobachtung regelrecht gestört

wird. Eine solche Interferenz ist vor allem dort in ganz problematischer Form festzustellen, wo die Frage nach der gesellschaftlichen Akzeptanz einer Wissenschaft oder zumindest eines spezifischen Wissenschaftsmodells mit der wirtschaftlichen Evaluation ihrer Ergebnisse verquickt wird. Der Begriff der Legitimation macht diese Verquickung offenbar. Die Frage, inwieweit denn wissenschaftliche Ergebnisse als solche legitimiert werden können, wird mit der Frage nach der gesellschaftlichen Legitimation der gesamten Wissenschaft verbunden. Dies kann nur funktionieren, wenn, wie gesagt, die funktionale Ausdifferenzierung ohne Hegemonien auskommt und die Binnendifferenz von Natur- und Geisteswissenschaft wertfrei gehandhabt wird.

Das Problem interferierender Legitimationsbegriffe und -formen hat gerade am Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft seinen Kristallisationspunkt gefunden, dort tritt die Interferenz dieser Ebenen und Perspektiven am deutlichsten zutage. Dass also Wissenschaft am Paradigma der Naturwissenschaft gesellschaftlich beobachtet und relevant wird, hängt eben damit zusammen, dass dieses Binnenparadigma aus der gesellschaftlichen Perspektive als das Paradigma der Wissenschaft generell prämiert wird. Der Wissenschaftler *par excellence* ist – um es überspitzt zu sagen – ein Naturwissenschaftler.

Das hat weitreichende Auswirkungen, die bis hinein in die Berufsaussichten der Absolventen, ja sogar in die Formen der Umsetzung der Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses reichen. So gelingt es den Naturwissenschaftlern leichter, bestimmte Berufsfelder als Zielvorgaben ihrer Studiengänge zu formulieren. Das Modulsystem der neuen Bachelor-Studiengänge ist in vielerlei Aspekten an naturwissenschaftlichen Studienverläufen orientiert, und bisweilen gelingt es dabei nur mit Mühe, das geisteswissenschaftliche Programm in das Korsett solcher Musterordnungen zu pressen, die spezifischen Formen der geisteswissenschaftlichen

Wissensvermittlung und Wissensprüfung sowie die geisteswissenschaftlichen Bildungsziele aufrecht zu erhalten.

Diese Entwicklung hat Auswirkungen, die sogar die Vermittlung der Geisteswissenschaften in der Gesellschaft betreffen und wiederum zurückwirken auf das wissenschaftsinterne Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften. Auch hier gilt es wieder darauf zu achten, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Die Lösung dieser Problemlage kann jedenfalls nicht in einer konsequenten Gegenrichtung bestehen. Notwendig ist es vielmehr, dass Geisteswissenschaftler selbst die Doppelbödigkeit und Ambivalenz dieser Situation durchschauen, um differenziert und selbstbewusst reagieren zu können. Das ist einfacher gesagt als getan. Denn die Sachlage zwingt die Geisteswissenschaftler geradezu in eine double-bind-Situation. Auf der einen Seite müssen sie selbstbewusst die Eigengesetzlichkeit und das Eigenrecht ihrer Geisteswissenschaft als solcher angesichts hegemonialer sozialer Prozesse, die eindeutig die Naturwissenschaften präferieren und prämiieren, verteidigen, auf der anderen Seite sind sie gleichzeitig aufgefordert, die Verwerfungslinie zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften, wie sie im Schlagwort von den „zwei Kulturen“ (C. P. Snow, 1959) aufscheint, überwinden zu helfen, um mit den Naturwissenschaften in einen Dialog treten zu können.

Wenn nun an der Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften sich die gesamte Problematik eines sich verändernden Wissenschaftsbegriffs der Gesellschaft, der sich einseitig der naturwissenschaftlichen Vorstellung zuwendet, festmachen lässt, so müssten sich doch gerade auch an diesem Verhältnis die positiven Perspektiven aufzeigen lassen. Wie also können sich die Geisteswissenschaften diesem double-bind entwinden? In der Tat kann der Dialog von Natur- und Geisteswissenschaft ein Musterfall einer wissenschaftlichen Vermittlung über solche Verwerfungsgrenzen hinweg sein. In vielfältigen Projekten, zum Bei-

spiel was die Kooperationen im interdisziplinären Humanwissenschaftlichen Zentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München angeht, hat es sich erwiesen, dass die Anbiederung immer der falsche Weg ist. Vor allem Geisteswissenschaftler, die Naturwissenschaftler imitieren, leisten ihrer Wissenschaft einen Bärenienst. Das heißt aber umgekehrt, dass der Dialog um so besser läuft und um so interessantere Ergebnisse bringt, je mehr beide Partner die Eigengesetzlichkeit und das Eigenrecht ihrer Wissenschaft beachten, aber gleichzeitig sich dessen bewusst sind, dass sie sich in einem wissenschaftlichen Gespräch befinden, und dies bedeutet, dass sie auf die Vermittelbarkeit, die Überprüfung und die intersubjektive Gültigkeit ihrer Aussagen und Ergebnisse auf konstitutive Weise Wert legen müssen.

Korrelat der Naturwissenschaft und Sinnwissenschaft

Wenn aber die Eigengesetzlichkeit und das Eigenrecht der Geisteswissenschaften auf diese Weise gewahrt bleiben, dann treten ihre Funktion und Leistung überhaupt erst richtig zutage. Abgesehen von den wissenschaftlichen Leistungen erbringen die Geisteswissenschaften auch eine gesellschaftliche Leistung, deren Ausmaß nicht unterschätzt werden darf. Negativ formuliert könnte man davon sprechen, dass die Binnendifferenzierung einer Wissenschaft aus gesellschaftlicher Warte Möglichkeit und Notwendigkeit einer Wissenschaft in der Gesellschaft unter Beweis stellt. Wissenschaft wäre nicht möglich, wenn nicht Naturwissenschaft möglich wäre. Aber Naturwissenschaft wäre nicht möglich, wenn nicht Geisteswissenschaft möglich wäre – und vice versa. Die Ausdifferenzierungen erscheinen daher nicht so sehr als historisch kontingente Wissenschaftsentwicklungen, die man rück-

gänglich machen könnte, sondern vielmehr als notwendige Ausdifferenzierung zur operationalen Spezifizierung einzelner Fragestellungen oder Frageformen. Geisteswissenschaft ist mithin das wissenschaftskonstitutive Korrelat der Naturwissenschaft. Und würde aus dieser Differenzierung ein Term dauerhaft wegbrechen, würde es den anderen so verändern, dass er nicht bleiben könnte, als was er sich konstituiert: Wissenschaft. Würde man sich dies ex negativo vorstellen, so wäre schlichtweg zu sagen, dass die Welt ohne Geisteswissenschaft nicht nur eine Welt ohne Wissenschaft, sondern schlichtweg eine andere, schlechtere Welt wäre. Das mag nun ziemlich abstrakt klingen und ist schwer mit wenigen Worten positiv zu füllen. In jedem Fall geht die Funktion der Geisteswissenschaften weit über eine Orientierungsfunktion hinaus. Vielmehr bestimmt sie ganz wesentlich das Bild des Menschen und seiner Welt mit und ermöglicht es den Naturwissenschaften überhaupt erst, auch ihren Beitrag zu leisten. Oder um den Vorschlag nochmals anders zu formulieren: Fragen wir nicht nach Funktion und Leistung, sondern nach dem Sinn der Geisteswissenschaften, so eröffnen sich ganz andere Perspektiven; es ergibt sich eine interessante Rückkopplungsschleife. Gerade die systemtheoretische Soziologie hat gezeigt, dass soziale Prozesse Sinn-Prozesse sind. Jede Form der Differenzierung ist ein Akt, mit dem sich Gesellschaft sinnhaft organisiert. Differenzierung setzt Sinn voraus und setzt wiederum Sinn frei. Von daher ist Geisteswissenschaft eine Sinnwissenschaft. Sie beruht auf Sinnprozessen und beschreibt zugleich die Sinnproduktion der Gesellschaft – und das nicht nur in den zentralen Sinnbereichen der Kunst, Literatur und Kultur. Ihr Gegenstand ist das, woran sie selbst allein als Wissenschaft auch partizipiert: am Sinnprozess der Gesellschaft, ja an der Gesellschaft als Sinnprozess.